

westlicher und östlicher Kunst im gesamten 20. Jh.; damit im Zusammenhang haben terminologisch-inhaltliche Probleme bei der Bezeichnung von Strömungen und Richtungen mit Termini westlicher Provenienz ein großes Gewicht (Thema der Ausführungen des Beitrages von Yi Ying "Choice and Opportunity: The Fate of Western Contemporary Art in China"). Weitere größere Themenbereiche sind Spannung zwischen Künstler und staatlicher Obrigkeit (Beitrag von M. Sullivan); Verhältnis Orthodoxie und Avantgarde, Chinas orthodoxes Akademiesystem und seine Antagonisten (Beitrag von Shi Shou-chien).

Eine dritte bedeutende Rolle kommt den beiden Beiträgen zu, die sich mit Interpretation und Rezeptionsproblematik der hier dargebotenen avantgardistischen Kunst befassen: "What you see is not what you get: [...]" von J. Hantover und "Interpretations" von E. Wear, wobei bei dem letzteren Beitrag die Werke in größeren intellektuellen Kontext gestellt und dem Betrachter intellektuelle Hilfsmittel zur Kunstbetrachtung aufgezeigt werden.

Obzwar die meisten der im Ausland lebenden Künstler in der Präsentation der Ausstellung ausgeschlossen wurden, widmet sich Ihnen ein eigener Beitrag, besonders unter dem künstlerischen Identitäts-Aspekt.

Mit den Ausführungen zum Kernzeitraum, enger und weiter gefaßt, sowie mit den Rückblicken und dem behandelten größeren Bezugsrahmen gelingt es den Autoren und Herausgebern, eine anschauliche Positionsbestimmung dieser jungen neuen Avantgardekunst zu geben und ein tieferes und umfassenderes Verständnis in der nach Kenntnis des Rezensenten bisher besten Weise zu ermöglichen bzw. zu vermitteln. Mit der vorliegenden Publikation ist in der Tat ein Buch, d.h. ein Katalog entstanden, der - wie Chang Tsong-zung, einer der beiden "Organising Curators", schreibt - "will have value as a reference book on social, cultural and historical context for China's new art, as well as an informative introduction to the exhibition itself" - eine hervorragende Publikation von bleibendem großen Wert für die Beschäftigung mit der chinesischen Kunstgeschichte des 20. Jahrhunderts.

Hans-Jürgen Cwik

Daniel H. Bays (ed.): Christianity in China. From the Eighteenth Century to the Present

Stanford, California: Stanford University Press, 1996, 483 S.

Die hier versammelten Beiträge sind das Ergebnis eines Projekts zur Geschichte des Christentums in China, das in den Jahren 1985-1992 lief und von der Henry Luce Foundation gefördert wurde. Das Projekt stand unter der Leitung von Professor Bays, der an der University of Kansas Geschichte lehrt und als Herausgeber dieser Sammlung fungiert. Bays hat die vorliegenden Aufsätze vier Themengruppen zugeordnet: Christentum und 1. die Qing-Gesellschaft, 2. Volkszugehörigkeit, 3. Frauen und 4. Indigenisation. Diese vier Kapitel hat Bays jeweils mit fundierten und über die Einzelbeiträge weit hinausweisenden Einleitungen versehen. Es sind m.E. besonders seine Analysen, die diese Sammlung thematisch heterogener und qualitativ doch recht unterschiedlicher Beiträge lesenswert machen.

In seinem Vorwort weist Bays darauf hin, daß das Christentum weltweit inzwischen stärker in nicht-westlichen Ländern vertreten ist und sich speziell in China seit den 80er Jahren ein regelrechtes "Christentum-Fieber" entwickelt hat. Das Christentum mit seiner Organisation in gemeindlicher Form könne angesichts der derzeitigen Dynamik privater Vereinigungen in China auch eine Rolle für die Entstehung einer chinesischen "Zivilgesellschaft" spielen. Am Ende seines Vorworts stellt der Historiker folgende bemerkenswerte These auf: Für das Christentum in China sei mit dem Wechsel zum 21. Jahrhundert möglicherweise die Endphase eines Inkulturationsprozesses eingeläutet, der es einst zu einem ebenso selbstverständlichen Bestandteil chinesischer Kultur werden lasse, wie es der Buddhismus in China seit seiner Inkulturation vor nunmehr tausend Jahren ist.

Die Beiträge des ersten Kapitels Christentum und Qing-Gesellschaft zeigen, daß die Einschätzung der historischen Interaktion von Christentum und chinesischer Gesellschaft noch immer hauptsächlich zwischen zwei Interpretationsschemata oszilliert. Jacques Gernets These lautet, daß das Christentum in China nicht weit kam, weil die grundlegenden christlichen Konzepte den Chinesen im Licht ihrer kulturellen Prädisposition letztlich fremd und unverständlich blieben. Paul Cohen wiederum zeigt in seinen Analysen, daß die Anwesenheit und die Aktivitäten christlicher Missionare bei der konfuzianischen lokalen Elite, der Gentry, nicht nur alte Ängste vor Heterodoxie auf den Plan riefen, sondern auch ganz konkret deren Status und Rolle gefährdeten, weil die Missionare - und mit ihnen oft auch ihre Anhänger - die Regeln des traditionellen chinesischen Gesellschaftssystems nicht anerkannten und eine gewisse "Gegenmacht" hinter sich versammeln konnten. Den Gang von Konflikten zwischen Missionaren und Gentry um die Jahrhundertwende 1900 beschreibt Ernest Young so: "The issues . traveled up and down the treaty-constructed ladder of possible arenas: from local to missionary to consular to diplomatic and back down ." (S.112). Robert Entenmann sieht in seinem Beitrag die Ursache für Konflikte zwischen der Gentry und katholischen Gläubigen im 18. Jh. nicht einmal in religiösen Unterschieden begründet. Die Auseinandersetzungen reflektierten seiner Ansicht nach eher wirtschaftliche und soziale Konflikte jener Zeit. Alan Sweeten seinerseits räumt in einer Feldstudie mit dem Vorurteil auf, daß christliche Konvertiten in China stets den untersten Sozialstrata entstammten. Nach intensivem Studium zahlreicher Akten des Zongli Yamen (vor 1901 faktisch das Außenministerium Chinas) stellt Charles Litzinger fest: Das Christentum gefährdete in den Augen der lokalen Gentry oft die symbolische Definition lokaler Gemeinschaften, wo sich Katholiken z.B. weigerten, Tempelsteuern zu zahlen und an bestimmten Festlichkeiten teilzunehmen, die sie für heidnisch hielten.

Um die Beziehung zwischen Christentum und Volkszugehörigkeit geht es in einem zweiten Block von Beiträgen. Die chinesische Kultur trage bis heute stark hegemonistische Züge, weshalb es nicht verwundere, so Bays, daß sich nationale Minderheiten in China und Taiwan dem Assimilationsdruck der herrschenden Kultur gern entzogen und sich statt dessen dem Christentum zuwandten. So definierten, wie eine Fallstudie zeigt, christliche Hakka-Gruppen in Kanton ihre kulturellen Eigenheiten selbstbewußt in Abgrenzung zur vorherrschenden chinesischen Kultur und versuchten eine Balance zwischen ihrer Identität als Christen und als Chinesen. John

Shepherd, der sich mit den Ureinwohnern der Ebene im Taiwan der Jahre 1859-1895 beschäftigt hat, zeigt, daß diese Bevölkerungsgruppe auf der Suche nach einer Weltsicht und einer Referenzgruppe war, die es ihr ermöglichte, ihre eigene kulturelle Identität wertzuschätzen und ihre Würde wiederzuerlangen. In den Augen der chinesischen Gesellschaft waren die Ureinwohner der Ebene Barbaren. So war die Annahme der Fremdreligion des Christentums für sie u.a. ein Akt kultureller Rebellion.

Mit dem Christentum und seiner Bedeutung für Frauen befaßt sich der dritte Abschnitt der Textsammlung. Kwok Pui-Lan merkt hier kritisch an, daß bis in die jüngste Vergangenheit hinein die Rolle von Frauen in der Geschichte des Christentums in China marginalisiert worden ist. Christinnen wurden, so Kwok, eher als Missionsobjekte denn als historische Subjekte betrachtet. An Gründen, weshalb Chinesinnen dem Christentum beitraten, nennt Kwok folgende: Die Religion bot Frauen einen neuen symbolischen Hintergrund, vor dem sie die Welt und sich selbst in anderem Licht sehen konnten. Ihr Selbstwert und ihre Würde erfuhren Stärkung. In Zeiten sozialer oder persönlicher Krisen boten christliche Missionen Schutz und Sicherheit. Allerdings forderten chinesische Christinnen wie Ding Shujing schon in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts, den christlichen Grundsatz der Gleichberechtigung von Mann und Frau in den chinesischen Gemeinden zu verwirklichen und nicht nur im Munde zu führen. Dem Zusammenspiel zwischen christlicher, feministischer und kommunistischer Identität im Leben von Cora Deng (Deng Yuzhi), einer führenden YWCA-Aktivistin vor 1949, geht schließlich Emily Hong nach. Sie zeigt dabei Kontinuitäten und Brüche in der gedanklichen Entwicklung der prominenten Christin auf.

Der letzte Teil des Buches ist dem Thema christliche Indigenisation gewidmet und geht dabei v.a. auf den Protestantismus in China ein. Jessie und Ray Lutz rollen in ihrem Beitrag das konfliktäre Mit- und öfter noch - Gegeneinander der China-Missionare Karl Gützlaff und James Legge auf. Beide unterschieden sich stark in ihrer Auffassung über 'die richtigen Missionsstrategien', wobei Gützlaff sich für eine möglichst schnelle Unabhängigkeit der chinesischen Kirche aussprach. Peter Wang untersucht die Bedeutung der Zhongguo Jidujiao Wenshe, der Nationalen Vereinigung für christliche Literatur, für eine Kontextualisierung des Christentums in den 20er Jahren. Daniel Bays schließlich gibt einen Einblick in die Bandbreite indigener christlicher Gruppen im China des frühen 20. Jahrhunderts und konstatiert für jene Zeit eine starke Unabhängigkeit der chinesisch-protestantischen Bewegung.

Das besprochene Werk scheint mir besonders interessant für einen Leserkreis, der sich über eine allgemeine Kenntnisnahme zum Thema Christentum in China hinaus mit einzelnen Untersuchungsschwerpunkten und -ergebnissen des Forschungsbereichs vertraut machen will.

Monika Gänßbauer